

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 48

Artikel: Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]
Autor: Lendorff, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

10. Fortsetzung

Nachdruck verboten

„Ja, so ähnlich sah er aus“, bestätigte Clelia. „Die Frisur war allerdings anders, und auch die Arme, glaube ich...“

Alexander nickte versonnen. „Bitte, schauen Sie.“ Er zog eine weitere Photographie hervor. Das Bild zeigte ein Teilstück des Sockels, auf dem die Jünglingsfigur stand. Man sah den rechten Fuss von oben und daneben — deutlich — ein Schriftzeichen.

„Wocke... Wocke Imfelds Signatur!“ schrie Clelia auf. „Well, und was schliessen Sie daraus?“ fragte Alexander langsam.

Clelia und Peterchen sahen einander an.

„Well, kann er dies alles gemacht haben vor dem Krieg?“

„Sie meinen?“ Clelia wurde auf einmal rot. „Sie meinen... dass Wocke... noch lebt?“

„Well“, sagte Alexander und war von einer aufreizenden Schwerfälligkeit. „Ich wundere, ob...“

„Woher haben Sie die Photographien?“ fragte Clelia erregt.

Alexander lehnte sich bequem zurück und berichtete. Es war eine ziemlich lange Erzählung, und es war etwas schwierig, daraus klug zu werden, denn er fasste sich so knapp, dass Peterchen und Clelia ihn immer wieder durch Fragen unterbrechen mussten. Nach und nach aber wurde ihnen das Folgende klar:

Wie Alexander Clelia bereits erzählt hatte, sammelte sein Vater Kunstwerke. Er verstand aber viel zu wenig davon, um sich dabei auf sein eigenes Urteil verlassen zu können. Da er jedoch Kunstwerke als sichere Kapitalanlage ansah, verwandte er ein Vermögen auf den Ankauf von wirklich wertvollen und als echt beglaubigten Gegenständen, bei deren Erwerb er sich selbstverständlich durch erste Fachleute beraten liess.

Nun hatte er, kurz nach dem Ende des Krieges, unter etwas rätselhaften Umständen die Statue des griechischen Jünglings erworben. Sie kam aus deutschem Privatbesitz und sollte unbedingt echt sein. Der Zwischenhändler — denn er verhandelte nicht mit dem Besitzer selber — versprach auch, sämtliche Beweise der Echtheit beizubringen. Durch das Urteil eines Fachgelehrten ermutigt, liess Mister Ross sich dazu verleiten, die Statue, die auf einem Schmuggelweg nach England geschafft worden war, für eine sehr hohe Summe zu kaufen.

In den ersten Jahren nach dem Kaufe hielt er die Statue etwas versteckt, denn ihm war die Geschichte nicht ganz geheuer, und er wollte einige Zeit verstreichen lassen, ehe die Öffentlichkeit auf das Stück aufmerksam gemacht wurde. Die versprochenen Beweise für die Echtheit wurden ihm übrigens niemals ausgehändigt, so sehr er auch den Zwischenhändler darum bat. In den letzten Wochen aber hatte ein englischer Archäologe die Statue bei ihm gesehen und wollte sie als den „Kuros Ross“ in einer grossen Zeitschrift veröffentlichen. Mister Ross hatte sich zuerst dagegen gesträubt und dann nochmals die Echtheitsbeweise zu erhalten getrachtet. Statt dessen hatte ihm der Zwischenhändler jetzt den Namen des früheren Besitzers verraten. Er hiess Arthur Schneewind und lebte in München. Mister Ross, der die Angelegenheit nicht selbst an Ort und Stelle verfolgen konnte, hatte nun seinen Sohn beauftragt,

möglichst genaue Erkundigungen über Arthur Schneewind einzuziehen und, wenn es sich irgend machen liesse, ihn kennenzulernen und auszuforschen. Es waren ihm nämlich zur Zeit des Kaufes noch andere Kunstwerke desselben Stils aus dem gleichen Besitz angeboten worden, die aber England niemals erreicht hatten.

Clelia und Peterchen bekamen heisse Köpfe.

„Also scheint sicher zu sein, dass die Statue gefälscht ist!“ rief Clelia. „Und dass auch die andern Plastiken — das Köpfchen bei Schneewind und das andere bei Thora Commenios — nicht echt sind...“

„Und dass Doktor Schneewind mit gefälschten Statuen handelt“, fügte Peterchen hinzu.

„Er kann aber auch selber betrogen worden sein“, warf Clelia ein.

Alexander schob seine Teetasse auf die Seite und zog ein Notizbuch hervor. „Well“, begann er. „Wir kennen nun also schon eine ganze Reihe von Werken, die Ihr Wocke gemacht hat. Zunächst einmal...“

„Zunächst einmal die Statue, an der er arbeitete, als ich in Deutschland war“, sagte Clelia rasch. „Man kann sie wiedererkennen an der abgebrochenen Locke, und ausserdem habe ich ja eine Photographie...“

„Well...“ Alexander blickte auf. „Sie müssen schreiben, dass man Ihnen alles schickt. Aber wie nennen wir sie? In meinem Verzeichnis, meine ich.“

„Der Kuros“, antwortete Clelia eifrig.

„Der Kuros mit der abgebrochenen Locke“, schlug Peterchen vor, und Alexander schrieb.

„Und wann hat er genau diese Statue gemacht?“ fragte er dann.

„Im Sommer 1913 war sie beinahe fertig.“ Clelia dachte angestrengt nach. „Die Photographie bekam ich erst später, ich weiss nicht mehr genau, wann. Zur selben Zeit aber hat Wocke auch an einem Grabmal gearbeitet. Das Töchterchen von einem Freund meines Onkels war gestorben, und Wocke hatte durch ihn diesen Auftrag bekommen. Und er wollte immer, dass ich ihm dafür Modell stehen sollte.“

„Im Herbst 1915 sah ich den... den... Kuros noch in der Werkstatt von Vater Imfeld“, sagte Peterchen. „Wocke lebte damals noch. Soviel ich weiss, kam er gleich zu Anfang des Krieges an die Front, da er gerade seine Dienstzeit absolviert hatte und infolgedessen nicht mehr ausgebildet werden musste.“

„Und das Grabmal?“ fragte Alexander.

Peterchen zuckte die Achseln. „Ich weiss nichts davon.“

„Darüber müssen meine Verwandten Bescheid wissen“, rief Clelia rasch.

„Schreiben Sie ihnen!“ befahl Alexander. Und er las laut, während er in seinem Notizbuch Wort an Wort reichte: „Zweites Werk von Wocke: Ein Grabmal, Sommer 1913.“

„Allzu lange kann er eigentlich nicht mehr daran gearbeitet haben, da er doch damals seine Dienstzeit absolvieren musste“, meinte Peterchen nachdenklich. „Vielleicht wurde das Grabmal überhaupt nicht fertig.“

„Weitere Werke... ich schreibe: mit den Zeichen Wokkes. Zuerst der Kuros, den mein Vater gekauft hat im Winter 1919/20, der Kuros Ross, wie er genannt wird.“

„Dann das Köpfchen bei Doktor Schneewind“, diktierte Clelia.

„Und der Mädchenkopf bei Thora Commenios.“

„Well...“ Alexander zählte mit der Spitze seines Bleistifts die Zahl seiner Eintragungen. „Well. Und Sie glauben, dass er dieses alles gemacht hat vor dem Krieg?“

Clelia sah auf. Ihre Wangen röteten sich langsam. Ihr Gehirn arbeitete fieberhaft. „Ja... denken Sie denn... denken Sie denn, dass Wocke...“ Sie sprang auf. „Dass Wocke ...noch leben könnte?“

„Ich wundere, ob...“ antwortete Alexander mit geradezu aufreizender Ruhe. „Ich wundere, ob Wocke nicht irgendwo sitzt im Verborgenen und dort Statuen fälscht.“

„Wocke fälscht keine Statuen“, fiel Clelia ihm ins Wort. „Zudem versieht er seine Arbeiten ja mit seiner Signatur. Aber wenn Wocke lebt, wo ist er dann? Warum meldet er sich nicht?“

„Es könnte ja sein, dass Wocke gar nicht mehr vermisst wird“, hub Peterchen an. „Dass er zum Beispiel aus langjähriger Gefangenschaft zurückgekehrt ist und wir das einfach noch nicht wissen.“

„Wocke lebt... Wocke lebt...“ wiederholte Clelia. „Aber wo ist Wocke?“

„Du musst deiner Tante schreiben, Clelia, oder deinem Vetter. Die hätten es doch erfahren, wenn Wocke zurückgekehrt wäre“, sagte Peterchen.

„Sie sagen: Wocke fälscht keine Statuen“, begann Alexander. „Bitte, beschreiben Sie mir noch einmal, wie Wocke war.“

„Er war sehr gross und sehr schön“, antwortete Clelia träumerisch. „Er war der schönste junge Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe. Er hatte wundervolle blaue Augen, ein schmales Gesicht und blondes, lockiges Haar. Onkel sagte immer, er gleiche dem Apoll von Belvedere. Seine Eltern waren sehr stolz auf ihn, sie waren einfache Leute und bewunderten den Sohn wie einen Gott. Ich glaube auch... jetzt, wenn ich alles überlege... dass Wocke sehr eitel auf seine Schönheit war. Wenigstens behaupteten Onkel und Tante das, aber da er unstreitig sehr begabt war... Verstehen Sie: er war durchaus nicht das, was man einen Gecken oder einen eitlen Laffen nennt... Er war viel eher... eben, wie mein Onkel ihn immer nannte: der junge Gott.“

„Es wäre ja möglich, dass er irgendwo in der Gefangenschaft aus Langeweile Statuen gemacht hat“, meinte Peterchen. „In Russland oder so...“

„Wie kämen sie dann in Dr. Schneewinds Besitz?“ fragte Clelia rasch.

„Die erste Frage ist und bleibt: wo ist Wocke Imfeld?“ sagte Peterchen.

„Und die zweite Frage ist: wer weiss etwas von ihm?“ ergänzte Clelia.

Sie sahen sich schweigend an. Dann senkte Clelia den Kopf. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer mit einem Male. Im Augenblick, da es ihr klar geworden war, dass Wocke noch leben müsse, war es wie ein Freudenrausch über sie gekommen. Jetzt verwirrte sich alles zusehends. Wie und auf welche Weise konnte man Wocke finden, und wer wusste etwas von ihm?

„Schneewind weiss vielleicht etwas“, sagte Alexander.

„Aber er kann betrogen worden sein“, entgegnete Peterchen.

„Commenios weiss bestimmt etwas“, sagte Alexander.

Clelia schüttelte wie abwehrend den Kopf.

„Sie müssen mich mitnehmen in die Vorlesung zu Doktor Schneewind, und Sie müssen mich vorstellen Thora Commenios“, fuhr Alexander langsam fort. „Ich glaube fast, ich werde mich nun doch beschäftigen müssen mit der Kunst!“ Er lachte leise vor sich hin. „Und Sie

müssen mir zeigen die Krankenschwester, und Sie müssen werden bekannt mit ihr, und Sie müssen...“

„Ich muss ihr den Stein zurückgeben“, fiel Clelia rasch ein.

„Sie müssen zuerst sicher sein, ob er ihr gehört, und dazu müssen Sie bekommen mit ihr bekannt.“ Alexanders Rede war ein Befehl. „Und wir arbeiten nun alle zusammen an dieser Aufgabe, bis wir alles wissen über die Statuen und die Fälschungen... und über Wocke... und wo er ist. Und wir sind nun selber... Scotland Yard, meine ich.“ Und er lachte so, dass man alle seine Zähne sah, die sehr regelmässig und schön waren. — —

Spät am Abend trug Alexander noch drei Briefe zur Post. Zwei waren von Clelia: in dem einen bat sie, ihr die Photographie des Kuros und die Locke zu schicken und auch einige Aufnahmen von Wocke selbst, die sie als Kind gemacht hatte. In dem zweiten bat sie ihren Vetter Manfred um Aufklärung über die näheren Umstände, unter denen Wocke als vermisst gemeldet worden war, und auch über den Tod seiner Eltern und den möglichen Verbleib der von Wocke hinterlassenen Statue. Im dritten Brief unterrichtete Alexander seinen Vater von dem, was er an diesem Abend erfahren hatte.

Elftes Kapitel

Alexander erweist sich als Mann von Welt

„Well“, sagte Alexander nach dem Mittagessen zu Clelia, indem er sie durch eine Handbewegung aufforderte, in sein Zimmer zu kommen, und die Türe hinter ihr zuzog. „Well, ich habe einen Plan, um den Eigentümer des Steines zu finden. Sie geben mir den Stein, und ich lasse ihn in einen Ring fassen — ganz einfach. Und dann ziehen Sie den Ring an und setzen sich im Kolleg neben die Schwester... oder auch im Kino... Wenn er ihr gehört, so wird sie sich melden... Nur...“ Er wurde geheimnisvoll. „Nur... man kann es nicht hier machen lassen, denn wenn die Polizei den Stein sucht, so hat sie die Goldschmiede avisiert. Ich kenne aber einen Goldschmied in Berlin, der ein Freund meines Vaters ist, und der weiss, dass mein Vater solche Dinge kauft. Ich werde den Stein an ihn schicken.“

„Ich habe mir folgendes gedacht“, begann Clelia. „Wenn ich die Schwester sehe, so frage ich sie ganz einfach und gebe ihr den Stein zurück. Er brennt mich nachgerade in den Fingern.“

„Sie müssen viel, viel vorsichtiger sein, Fräulein Clelia“, wandte Alexander ein. „Sie müssen auch vorsichtiger sein mit dem Stein... Ich wundere, ob sie ihn so versteckt tragen, dass Sie ihn nicht verlieren...“

„Ich habe ihn hier in meiner Handtasche“, antwortete Clelia etwas beleidigt.

WÜNSCHE

Würde die Stunde als Tag man zählen,
Es schreitet doch weiter der Zeiten Gang.
Könn' man die Jahre als Stunde wählen,
Es schafft die Minute sich neuen Sang.
Stunden auch himmlische Türen offen
Und lüden die Götter zum höchsten Spiel,
Nimmer doch schweiget ein menschlich Hoffen,
Denn ewiglich kreiset des Wunsches Ziel.

ALFRED SCHÄDEL

Alexander schüttelte besorgt den Kopf. „Das ist viel, viel zu unvorsichtig“, meinte er. „Handtaschen! Wie leicht werden Handtaschen gestohlen!“

„Ich kann ihn ja in meinen Geldbeutel tun, den ich auf der Brust trage“, schlug Clelia vor. „Nur...“ Sie stockte. „Er ist mir so unheimlich geworden, der Stein.“

„Ich werde ihn verwahren für Sie“, sagte Alexander langsam. Sein Gesicht war dabei ernst und treuherzig zugleich. Clelia empfand, wie an jenem Abend, als sie sich wegen der Strumpfreklame so unsicher gefühlt hatte, die Atmosphäre, die ihn umgab, als Schutz.

„Ich helfe Ihnen doch, den Besitzer zu finden“, fuhr er langsam fort. „Wir sind ja zusammen... Freunde, und wir tun diesen... Job... gemeinsam.“

Clelia holte den Stein aus seinem Versteck und legte ihn in Alexanders Hand. Er betrachtete ihn einen Augenblick lang, dann versenkte er ihn in einer Brusttasche. „Wenn Sie nicht wollen suchen den Besitzer nach meinem Plan...“ begann er wiederum.

„Ich muss doch zuerst die Schwester überhaupt wiederfinden!“ wandte sie ein. „Sie kommt ja gar nicht mehr in die Vorlesung!“

„Sie wird ins Kino kommen“, versicherte er. „Ich wundere, ob ich nicht jetzt weiss das System... Denn es ist ein System, nach dem sie sich treffen, wissen Sie, um dieselbe Zeit, aber nicht im selben Kino...“

Er zog sein Notizbuch hervor.

„Sie müssen mir noch nennen die genaue Zeit und den Namen des Kinos und des Filmes, in dem Sie haben sie gesehen und den Stein gefunden.“

„Samstag zwischen fünf und sechs... Kino am Augustusplatz. Film: Anna Karenina.“

In Alexanders Augen blitzte es auf. „Sie hat gewechselt die Zeit, aber nicht das System“, sagte er nachdenk-

lich. „Das heisst...“ Er sah nach der Uhr. „Wann ist ihr Kolleg? Ich möchte doch sehen Thora Commens.“

„Wir müssen gleich gehen“, erwiderte Clelia. „Von drei bis vier liest Professor Hellmüller über Barockplastik. Sie kommt allerdings nicht regelmässig, aber wenn sie kommt, so kann ich Sie da viel besser vorstellen als in dem grossen Kolleg von Professor Wölflin, wo immer so viele Menschen sind.“

„Well.“

„Ich bin sofort bereit!“

In der Leopoldstrasse begann er ihr das System zu erklären, nach dem sich vermutlich die Krankenschwester und der geheimnisvolle Mann trafen. „Man muss es noch ausarbeiten“, setzte er hinzu. „Es ist irgend etwas mit einem Kennwort im Titel. Zum Beispiel, sie haben bezeichnet die Stunde und den Tag, und dann noch, dass es in dem Film sein muss, in dem ein bestimmtes Wort vorkommt...“

Er zog wieder das Notizbuch hervor.

„Ich sah sie zuerst in: Abend in Wien. Dann in: Armenhaus. Dann freilich in einem ganz anderen Film, er hiess: Blaues Wunder.“

Clelia wiederholte leise die Titel: „Abend in Wien. Armenhaus. Anna Karenina. Kann es das A sein?“

„Blaues Wunder“, wandte Alexander ein. „Später noch: Licht aus Osten.“

„Oder dass der Titel keinen Artikel hat?“

„Man muss es prüfen“, entgegnete Alexander. „Alles muss man prüfen. Nur... es braucht viel Zeit. Aber wir können es nur tun zu Dreien — jeder in einem anderen Kino, verstehen Sie?“

Sie waren mittlerweile vor der Universität angelangt.

„In jede Vorlesung darf man dreimal kommen, ohne zu bezahlen“, sagte Clelia höflich. (Fortsetzung folgt)

NEUE BÜCHER

Adolf Fux, „Scholle und Schicksal“, Erzählungen aus dem Wallis.

Karl Schölly, „Ruhe auf der Flucht“.

Otto Zinniker, „Wechselspiel der Liebe“.

Verlag A. Francke AG. Bern.

Gleich drei Bände von Novellen und Erzählungen legt uns der Verlag Francke in Bern auf den Büchertisch, und um es gleich vorweg zu nehmen: Alle drei sind lesens- und also empfehlenswert. Immerhin: Am gewichtigsten scheinen mir schon die Walliser-Geschichten von Adolf Fux zu sein. Wer das Wallis und das harte, schwere Leben seiner Bewohner kennt, wird gleich aus den ersten Seiten fühlen, dass hier ein mit seiner Heimat eng Verwachsener schreibt. Eindrucksvoll sind ganz besonders die Geschichten von einem Bergführer, der des schönen Verdienstes wegen in eine Kohlengrube geht und dort seine Gesundheit und damit sein Lebensglück verscherzt und die über das Schicksal eines Dorfes, dessen Bewohnern Heim und Boden durch einen Zugewanderten entrissen wird.

Fünf Erzählungen birgt das „Wechselspiel der Liebe“ und auch hier freuen wir uns des Geschehens, das uns ob seiner Vieltätigkeit oft merkwürdig, oft widersinnig erscheint. Wenn wir auch die gezeichneten Gestalten da und dort nicht ganz lebensnah empfinden, so vermögen sie doch uns zu fesseln und ihr Schicksal zwingt uns zum Miterleben und Mitfühlen.

In einer Rahmen-erzählung, die als Hintergrund das Flüchtlingseiland in Frankreich besitzt, finden fünf Geschichten eine Motivierung, die uns nicht unbedingt einleuchtet. So anmutig und gut-erzählt sie an sich sind, man empfindet den Zusammenhang eben mit dem düsteren Rahmen nicht als ganz überzeugend.

Dennoch: Das Beginnen ist sympathisch. Geht es doch dem Dichter darum, zu zeigen, dass jenseits alles Elends des Krieges wieder Friede sein wird, dass endlich doch der Geist den Ungeist, das Gute das Böse besiegen wird.

Die Sprache darf in allen drei Büchern gelobt werden. Ist dies nicht allein schon eine Empfehlung? So sei denn dem Bücherfreund empfohlen, sich für die kommenden langen Winterabende eines der drei Bücher anzuschaffen, denen der Verlag Francke wie gewohnt eine gute, gediegene Ausstattung angeheftet liess.

H. K.

Charles Morgan, „Die Lebensreise“, Roman. (Humanitas Verlag, Zürich.)

Dieses Buch handelt nicht von einer Reise im üblichen Sinn. — Es beschreibt Entdeckungsreisen im innern Wesen der Menschen, Wandlungen und Verwandlungen der Herzen, das Suchen nach der jedem einzelnen Menschen gemässen Bahn, die man beschreiten muss, um aus dem Kerker der äusseren Umstände zur inneren Freiheit — zur Loslösung von aller Erdschwere und allen äusseren Hemmungen und Hindernissen zu gelangen.

Wie Barbet, der Held des Romans, seine Gefangenen freilässt, weil es der Weg war, den er früher oder später gehen musste, ohne die „Folgen“ zu bedenken, und wie er dann selbst durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls sein unverschlossenes Gefängnis verlässt...

Es sind Reisen, die jeder für sich allein machen muss. Man kann nur das Glück haben, von einem anderen Menschen, der einen liebt, der sein Leben zu dem des geliebten Wesens macht, begleitet zu werden. — Barbet Hazard, der Winzer aus der Charente, der keinem anderen Gesetz als seinem gesunden, natür-

lichen Gefühl folgt, erfährt zuletzt dieses Glück. Thérèse Despreux, „ein Kind der Sünde“, die eigenwillige Tochter eines katholischen Pfarrers, die „ihre Reise“ macht und zur gefeierten Pariser Diseuse wird, entflieht nach vielen Irrnissen und Wirrnissen ihres leidenschaftlichen Herzens dem Kerker ihrer Individualität und beschliesst, mit dem Jugendfreund Barbet ein gemeinsames Leben zu führen.

Der grosse englische Romanschriftsteller Morgan hat in diesem Buch den Höhepunkt erreicht.

Er hat mit ihm auch seinem geliebten Frankreich, nicht nur dem schimmernden, zauberischen Paris, sondern auch dem Land der herrlichen Weinberge ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

„Schweizerischer Frauenkalender 1943“, 33. Jahrgang, herausgegeben von Clara Büttiker, Davos-Dorf. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. Preis Fr. 3.30.

Unter den Schweizerischen Jahrbüchern nimmt der Schweizerische Frauenkalender eine besondere Stellung ein. Seine Eigenart besteht darin, dass er ausschliesslich von der Frau und für die Frau geschaffen ist. Auch die neue Ausgabe gibt eine Auslese des Schaffens einheimischer Schriftstellerinnen und Künstlerinnen. So treffen wir unter den Dichterinnen viele bekannte Namen. Aus berufener Feder wird zu den Zeitfragen Stellung genommen. Der schöne Bilderschmuck besteht in Reproduktionen von Gemälden, Holzplastiken und Federzeichnungen der Malerinnen Valerie Wieland, Hedwig Thoma, Gret Niggli und Klara Fehrlin-Schweizer. Das schöne Buch sei zum Kauf wärmstens empfohlen.